

Das GU-Konzept ist nicht gescheitert

Von Medienagentur initiiertes Interview mit Entweichern wirft haltlose Vorwürfe auf - der LEB reagiert mit einer kurzfristig einberufenen Pressekonferenz

Die Ereignisse schienen sich im Dezember zu überschlagen: Zwei entwichene Jugendliche gaben einer Radio- und Fernsehreporterin ein Interview, in dem sie massive Vorwürfe gegen ihre Behandlung in der Geschlossenen Unterbringung Feuerbergstraße formulierten. In einer kurzfristig einberufenen Pressekonferenz bezog der LEB Stellung zu den haltlosen Vorwürfen. Auch wenn viele Kritiker es anders sehen: die Arbeit in der GU heute ist mit den Einrichtungen, wie es sie vor zwanzig Jahren gab, nicht zu vergleichen. Mehr noch: die Einrichtung schließt eine Lücke im institutionellen Hilfesystem, weil Jugendliche, die sonst in keiner Einrichtung erreicht werden können, hier betreut werden. Der LEB hält das Konzept keineswegs für gescheitert.



Die Geschlossene Unterbringung in der Feuerbergstraße: Hier lernen Jugendliche - oft zum ersten Mal in ihrem Leben - Kontinuität und Verbindlichkeit kennen.

Bestimmt erinnern Sie sich noch: Am 6. Dezember 2004 waren zwei Jugendliche aus der Geschlossenen Unterbringung in der Feuerbergstraße entwichen. In einem unbeobachteten Augenblick konnten sie mit einem entwendeten Schlüssel das Gebäude verlassen - menschliches Versagen: bei der Dienstübergabe hat-

te ein Mitarbeiter der Sicherheitsfirma es versäumt, den Schlüssel im dafür vorgesehenen Schlüsselkasten zu deponieren.

Während ihrer Abwesenheit von der GU hatten die Jugendlichen gegenüber einer Journalistin Vorwürfe gegen ihre Behandlung in der Einrichtung erhoben. Die

nicht sorgeberechtigte Mutter hatte ihren Sohn beherbergt und auf eine Medienanfrage hin ein Interview mit den Entwichenen vermittelt und sich auch selbst geäußert. Die Jugendlichen behaupteten beispielsweise, in der Einrichtung würde Gewalt ausgeübt, Betreute würden mit Psychopharmaka ruhig gestellt werden,

Jugendliche würden in Isolierzellen gesteckt werden. Der Landesbetrieb Erziehung und Berufsbildung hat in einer Pressekonferenz am 10. Dezember 2004 zu den Vorwürfen Stellung genommen und sie als nicht haltbar gewertet.

Fortsetzung auf Seite 4

Inhalt

Appartements

Schön sind sie geworden, die acht Appartements zur Erprobung der individuellen Selbstständigkeit im Zentrum für Alleinerziehende und ihre Kinder. Hohe Liedt: hell, freundlich, jeweils mit eigenem Eingang und eigenem Wintergarten ausgestattet - **ein Einblick auf Seite 2**

Kinderschutz

Die Kolleginnen im KSH Altona arbeiten nach dem systemischen Ansatz; sie versuchen stets, die Eltern einzubeziehen, sie nicht aus der Verantwortung zu entlassen. Dafür haben sie den detaillierten Dank einer Kooperationspartnerin einheimen dürfen - **Seite 3**

„Es gibt keine SchülerInnen ohne Stärken!“

Auftaktveranstaltung für KomPro & Lernen am 20. Januar

Seit August 2004 läuft das Projekt KomPro & Lernen, ein „Gemeinschaftswerk“ von LEB, Behörde für Bildung und Sport und Europäischem Sozialfonds. Ziel ist es, die Übergangsquote in Ausbildung bei Haupt- und Gesamtschülern zu erhöhen. 14 Hamburger Schulen sind bislang daran beteiligt. Die Auftaktveranstaltung am 20. Januar im Landesinstitut für Lehrerbildung und Schulentwicklung (Li) transportierte die wichtigste Botschaft derjenigen, die bereits mitmachen: dieses Projekt ist ein Riesengewinn für alle Beteiligten!

Die beruflichen Anforderungen seien gestiegen oder besser: „Sie haben sich grundlegend verändert“, betonte Bildungssenatorin Alexandra Dinges-Dierig. Beispiel: Früher brauchten Schornsteinfeger keine Computerkenntnisse. Das Projekt KomPro & Ler-

nen könne etwas dafür tun, Schule so zu gestalten, dass es „automatisch“ weiter gehe. Wichtige Aspekte: Jugendlichen Mut zu machen und ihre Einsicht in die Sinnhaftigkeit des Lernens zu wecken. KomPro & Lernen setzt nämlich bei den Jugendlichen an.

Die Erstellung eines individuellen Profils, bei dem soziale und persönliche sowie kognitive und handwerkliche Kompetenzen betrachtet werden, empfinden die Schülerinnen

und Schüler als hochmotivierenden Bewusstseinsprozess. Vor allem stellen sie eins fest: „Es gibt

keine Schüler ohne Stärken“, hob die Bildungssenatorin hervor.

Fortsetzung auf Seite 2



„Keine Schüler ohne Stärken“ - diese Feststellung bestätigten Lehrerinnen und Lehrer sowie Sozialpädagoginnen und -pädagogen aus der Berufsbildung Moritzhof des Landesbetriebs Erziehung und Berufsbildung, wo die Kompetenzfeststellung praktiziert wird. Weiterer motivierender Faktor: Der außerschulische Lernort. Foto: Bormann

Hohe Liedt: Abnabeln mit „Sicherheitsnetz“

Selbstständigkeit in Appartements erproben - mit dem guten Gefühl, dass Betreuerinnen vor Ort sind

● Schön sind sie geworden, die acht Appartements zur Erprobung der individuellen Selbstständigkeit im Zentrum für Alleinerziehende und ihre Kinder Hohe Liedt: Viel Licht fällt ein durch den Wintergarten vor jeder Wohneinheit, die Raumnutzung - Kinderzimmer, Bad, Küchenzeile, Wohnbereich, Schlafbereich - ist durchdacht und praktisch und lässt Freiheit für eine individuelle Innengestaltung.

Sechs junge Mütter und ein junger Vater leben bereits hier im Appartementshaus. Sie gehören zu denjenigen, für die eine selbstständigere Wohnsituation in Frage kam. Wichtige Kriterien bei der Auswahl: eine gewisse Sicherheit in der Lebensführung und ein

Kind, das älter als drei Monate ist - und damit gesundheitlich schon stabilisiert.

Der größte Vorteil des Konzepts ist sicherlich, dass die jungen Menschen ihre berufliche Orientierung oder Ausbildung in Hohe Liedt ohne Veränderung fortführen können: die Arbeitsstätte liegt quasi vor der Tür und die Kinderbetreuung ist gesichert. Darüber hinaus bleibt das Betreuungsetting erhalten, wobei sich die Intensität nach und nach verringert, denn: „Die jungen Mütter sollen ja selbstständiger werden“, sagt Leiterin Beatrice Schröder. Aber in Notsituationen sind rund um die Uhr Betreuerinnen vor Ort auf dem Gelände. Ein gutes Gefühl!



(Links:) „Hier können die jungen Mütter ihre Selbstständigkeit erproben“ - Beatrice Schröder, Leiterin des Zentrums für Alleinerziehende. Die acht Appartements haben jeweils einen eigenen Eingang und einen eigenen Wintergarten in dem freistehenden Haus. (Oben:) Jede Partei verfügt über Bad, Küchenzeile, Wohnbereich, Schlafbereich und ein Kinderzimmer (rechts). Die Raumausnutzung ist durchdacht und lässt eine individuelle Innengestaltung zu.

Fotos (3): Bormann

**Kontakt: Beatrice Schröder,
Telefon 428 86-6130**



...und plötzlich macht das Lernen Sinn

Fortsetzung von Seite 1

„Offener, freier und selbstbewusster“ traten ihre Schülerinnen und Schüler nach der eifertigen Kompetenzfeststellung in der Berufsbildung Moritzhof des LEB

Impressum

oskar - Informationsblatt des Landesbetriebs Erziehung und Berufsbildung, Conventstraße 14, 22089 Hamburg

www.leb.hamburg.de

Zusammengestellt von einer Redaktionsgruppe

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Bettina Bormann, Telefon 428.81-4804 bettina.bormann@leb.hamburg.de

Satz und Layout: Bettina Bormann

Druck: Hein&Co

auf, berichtete eine Hauptschullehrerin. Selbstkritisch merkte sie an: „Das ist die Schwäche, die wir in der Schule haben: wir spiegeln nicht die Stärken der Jugendlichen wider.“ Ein Gesamtschullehrer nannte es: „Den Sprung in die Realität geschafft.“ Ein anderer: „Die Schülerinnen und Schüler fühlten sich in der Kompetenzfeststellung als Gesamtpersönlichkeit ernst genommen.“ Alle hätten sich selbst vorher viel weniger zugetraut. In den zwei Wochen im Moritzhof hätten sie sich bewähren können - auch zusammen mit Jugendlichen von anderen Schulen.

Susanne Krüger, Sozialpädagogin vom LEB, beschrieb ihren Eindruck: „Die Schülerinnen und Schüler kommen gern zu uns, auch weil es ein anderer Lernort als die eigene Schule ist. Sie geben selbst zu, dass sie sich im Moritzhof mehr anstrengen als in der Schule.“ Ihrem Kollegen Stefan Pinkepank-Garleff ist aufge-

fallen, dass die Selbsteinschätzung der Jugendlichen im kognitiven und im handwerklichen Bereich meist besser zutreffend als im Bereich soziale/persönliche Kompetenzen. LEB-Sozialpädagogin Regina Thon ergänzt: „Schülerinnen und Schüler, die zu uns kommen, wissen häufig ganz genau, was sie alles nicht können...“

Beim standardisierten Kompetenzfeststellungsverfahren in der Berufsbildung Moritzhof erfahren sie dagegen, wo ihre Stärken liegen. Es geht nicht darum, Noten zu vergeben, sondern ein Profil zu erstellen, das auch Aspekte wie Leistungswille oder Lernbereitschaft (persönliche Kompetenzen) wertet. Bei den berufsbezogenen Kompetenzen geht es beispielsweise um Routine und Tempo oder um Werkzeugeinsatz, beim kognitiven Profil um die Fähigkeit, schlussfolgernd zu denken, Sprach- oder etwa Mathematikkompetenz.

Horst Tietjens, Leiter des Bereichs Berufliche Bildung im Landesbetrieb Erziehung und Berufsbildung: „Der LEB bringt die Fachkompetenz im Umgang mit der Zielgruppe mit, denn: die Jugendlichen benötigen Unterstützung.“ Viele wüssten noch nicht, was sie werden wollen. Sie müssten sich aber frühzeitig mit ihrem Leistungsvermögen auseinandersetzen sowie mit den Anforderungen der Berufswelt. Und die verlangt nicht nur handwerkliches Geschick, sondern auch soziale/persönliche Kompetenzen, wie es ein Artikel im Hamburger Abendblatt vom Januar 2004 mit dem Titel „Der ideale Auszubildende“ belegt. Danach wünschen sich Arbeitgeber vor allem Zuverlässigkeit (94 Prozent), gefolgt von Lesen, Schreiben, Rechnen (91 Prozent), Teamfähigkeit (87 Prozent) und Leistungsbereitschaft (85 Prozent).

In der Kompetenzfeststellung erfahren die Jugendlichen, wor-



„Bildungspotenziale besser nutzen und Übergang in die Berufswelt erfolgreich vorbereiten“ - Bildungssenatorin Alexandra Dinges-Dierig. Foto: Bormann

auf es ankommt und: welche Stärken sie mitbringen. Und dann macht das Lernen aus Sicht der Jugendlichen Sinn, denn sie erkennen, für welchen Beruf sie den Lernstoff aus der Schule verwerten können. Lernvereinbarungen strukturieren das weitere Lernen und schaffen Klarheit über die Ziele. Und - denn so ist das Projekt getaktet - es bleiben dann bis zu zwei Jahre, in denen sich die Jugendlichen zielgerichtet auf den Übergang ins Berufsleben vorbereiten können.

Achtsame Fachlichkeit liebevoll gelebt, denn: Kinder wollen ihre Eltern. Wenn auch anders...

Lobendes Schreiben aus dem Bezirksamt HH-Mitte für eine besonders gelungen gestaltete Anbahnung

Mit einem beeindruckenden, detaillierten lobenden Schreiben (siehe rechts) hat sich eine Kooperationspartnerin aus dem Bezirksamt Mitte für eine besonders gelungen gestaltete Anbahnung im Kinderschutzhaus Altona bedankt. Die Kolleginnen dort arbeiten nach dem systemischen Ansatz, das heißt unter anderem: sie versuchen stets, die Eltern einzubeziehen, sie nicht aus der Verantwortung zu entlassen, ihre Ressourcen zu stärken, denn: Kinder wollen ihre Eltern. Wenn auch anders... Und: Sie nehmen das Informationsbedürfnis auch der Kleinsten ernst.

Nein, jeden Tag erhalten die Kolleginnen aus dem Kinderschutzhaus Altona nicht solche detaillierten und lobenden Schreiben, aber: „Anerkennende Worte von ASD oder auch von Eltern und Pflegeeltern bekommen wir schon öfter“, erklärt Cordula Kaiser. Die Erzieherin, obwohl im Brief ausdrücklich genannt, beansprucht das Lob nicht für sich allein: vielmehr spiegelt der Brief die dem gesamten Team gemeinsame Haltung wider - Ergebnis eines langen und fortwährenden Prozesses der fachlichen Auseinandersetzung.

Wichtigste konzeptionelle Eckpunkte im Kinderschutzhaus Altona: „Wir versuchen immer, die Eltern einzubeziehen“, beschreibt Kristina Schaumann. Oft wollten die Pflegefamilien zwar das Kind, nicht aber die dazu gehörenden Eltern - und das wiederum kehre sich später leicht in einen Nachteil für das Kind, denn: diese erste Bindungserfahrung hinterlasse eben doch ihre Spuren. „Wir können nicht einfach so tun, als gäbe es die Eltern nicht.“ Koordinatorin Christina Neumann: „Kinder sind immer loyal gegenüber ihren Eltern, egal, was auch passiert ist. Sie wollen ihre Eltern - aber eben anders.“

Darum orientieren sich die Kolleginnen grundsätzlich an den Ressourcen der Eltern. „Was sie alles nicht können, haben andere ihnen schon oft genug gesagt“, bringt Cordula Kaiser es auf den Punkt. „Oft fragen wir einfach die Eltern, wie sie sich das Ganze weiter vorstellen und stellen dabei immer wieder fest, dass sie doch sehr genaue Vorstellungen haben, an die sich anknüpfen lässt“, schildert Kristina Schaumann. Christina Neumann ergänzt das Anliegen des Teams: „Wir entlassen Eltern nicht einfach aus ihrer Verantwortung. Wir stärken sie: das, was sie gut machen, sollen sie auch weiterhin für ihr Kind tun - es baden oder Arzttermine mit ihm erledigen - und dann sehen wir weiter, was sich noch entwickeln kann.“



Ein starkes Team: Die Kolleginnen aus dem Kinderschutzhaus Altona arbeiten nach dem systemischen Ansatz - Hella Ritter, Resi Gums, Cordula Kaiser, Madeleine Köbcke, Koordinatorin Christina Neumann, Kristina Schaumann, Praktikantin Stefanie Braunhot, Praktikantin Sarah Schosch, Connie Kupper. (Nicht im Bild: Elfi Reichert und Britta Deckert.)

Foto: Bormann

Mit dieser Haltung schaffen sie Vertrauen: Nicht selten suchen Eltern und Pflegeeltern auch noch nach der Inobhutnahme den Rat der Profis aus dem Kinderschutzhaus. Selbst Mütter, deren Kinder inzwischen längst bei einer anderen Familie leben, kommen manchmal zum Plaudern in die Osdoerfer Landstraße.

Natürlich konzentriert sich das Team nicht ausschließlich auf die Herkunftsfamilie, auch die Pflegefamilien wollen gut vorbereitet sein auf die neue Situation. „Wir verheimlichen nichts und wir beschönigen nichts“, sagt Christina Neumann. Denn die Pflegeeltern müssten ja erst Sicherheit im Umgang mit dem Kind finden. Zugleich achten die Pädagoginnen darauf, dass die Herkunftsfamilie nicht das Gefühl hat, die anderen seien die Besseren.

Auch das Kind wird behutsam in seinen neuen Lebensort begleitet. „Wir nehmen die Kinder ernst - und zwar auch ihren Anspruch auf Information“, erklärt Cordula Kaiser. Die Kolleginnen aus dem Kinderschutzhaus Altona achten auf die Signale, die ihnen die Kinder geben: „Wir sprechen mit Babys so kindgerecht,

dass sie uns verstehen können“, sagt Christina Neumann. Es sei beobachtbar, dass die Kinder - so klein sie auch sind - dann auch in aufregenden Situationen wie dem Kennenlernen der Pflegeeltern viel ruhiger seien.

Die Freude an der Arbeit im Kinderschutzhaus ist bei allen im Team deutlich spürbar. Dennoch: „Die Arbeit hier ist psychisch und auch körperlich schwer“, gibt Kristina Schaumann zu. Eltern und Kinder fordern viel von den Erzieherinnen. Und dann beschreiben die Frauen, wie es sie berührt, wenn Kinder zu ihnen gebracht werden, deren Vernachlässigung sichtbar ist, die kein Lächeln mehr haben und deren Augen leer seien. Und wie es sie auch berührt, wenn die Kinder bei ihnen aufblühen, wenn sie sich entwickeln, und wenn die Eltern zur Mitarbeit zu gewinnen sind, wenn es gelinge, wenigstens eine kurze Phase zu schaffen, die beide Seiten - Eltern und Kind - als schöne Erinnerung miteinander bewahren können - „dann geht mir das Herz auf“, strahlt Christina Neumann. Jetzt lachen alle anderen auch wieder und stimmen ihr zu. „Wir bekommen so viel zurück!“

bo

Das Schreiben im Wortlaut

Liebe Frau Kaiser, liebe Kolleginnen des Kinderschutzhauses Altona, ich bin immer noch sehr berührt von der Anbahnungssituation in Ihrem Hause. Und so möchte ich noch einmal zum Ausdruck bringen, was ich Ihnen, Frau Kaiser, gestern schon zu sagen versuchte. Wenn Sie möchten, können Sie diesen Brief - oder Teile davon - gerne weitergeben, sollte es darum gehen, die Arbeit in Ihrem Haus zu verdeutlichen.

In meinem Studium zur Sozialarbeiterin 1967 - 1970 habe ich etwas gelernt, was man damals „Casework mit Kindern“ nannte. Es ging unter anderem darum, Kindern die schwerwiegenden Veränderungen in ihrem Leben zu erklären und sie dabei zu begleiten. In den vielen Jahren meiner Berufstätigkeit seither habe ich immer wieder mit einer gewissen Traurigkeit darüber nachgedacht, wie weit Theorie und Praxis meist auseinander klaffen. Gestern nun habe ich in Ihrem Haus ein Lehrbeispiel dafür erlebt, wie es sein kann, wenn es gut ist. Und das Gefühl des Glückes darüber, dass es in unseren schweren Zeiten auch gute Entwicklungen gibt, hält an und erfüllt mich. Ich möchte Ihnen deshalb in ein paar Stichpunkten sagen, was mich so gefreut hat. Diese Rückmeldung soll Dank und Ermutigung sein, weiter so zu arbeiten.

- Durch Ihre Art, den Säugling im Tuch zu tragen, zu halten und zu streicheln haben Sie gezeigt, dass er in Ihrem Haus geschützt und gehalten ist.
- Sie haben der Gesprächssituation eine klare Struktur gegeben, als Gastgeberin die Verantwortung übernommen und waren einfühlend für das, was die anderen Erwachsenen einbringen wollten.
- Sie haben zu Anfang gefragt, ob etwas zu besprechen sei, bei dem A. nicht dabei sein sollte. So viel Respekt vor der Wahrnehmungsfähigkeit eines Winzlings habe ich selten erlebt.

- Sie haben berichtet, dass Sie mit A. am Vorabend über das gesprochen haben, was heute auf ihn zukommt. Sie haben von seiner Beunruhigung gesprochen und davon, dass sie ihn deshalb heute besonders schützen wollen.
- Sie haben eine achtsame Anbahnung erläutert, die der Notwendigkeit Rechnung trägt, Veränderungen auch für ganz kleine Kinder abzufedern und vorzubereiten.
- In diesem Zusammenhang haben Sie von dem T-Shirt der leiblichen Mutter erzählt, das A. als Beruhigung erhalten hat. Und Sie haben so die Pflegeeltern angeregt, durch ein getragenes Kleidungsstück dem Kind in den nächsten Tagen den Übergang aus der alten in die neue Welt zu erleichtern.
- Sie haben Vorschläge für die weitere Anbahnung gemacht, ohne dabei fordernd zu sein und haben einfühlend überlegt, wie die Pflegeeltern das mit all dem, was jetzt für sie zu erledigen ist, in Einklang bringen können.
- Sie haben die Notwendigkeit eines kleinen „Abschiedsfestes“ erläutert und die Bedeutung, die es für die Kinder hat, die sich von A. verabschieden müssen.
- Sie haben auf meine Frage hin kompetent erläutert, warum es nicht sinnvoll ist, allen Kindern eine Kleinigkeit mitzubringen.
- Sie haben während unseres Gesprächs immer auch mit A. kommuniziert und nach und nach den Weg für ihn von Ihnen hin zur Pflege-mutter gebahnt.
- Sie haben darauf geachtet, dass es Raum für die fallzuständige Kollegin gab, A. mitzuteilen, was sie aus ihrem Kontakt mit A's Mutter dem Kind sagen wollte.

Ich möchte noch einmal meine Hochachtung vor so viel liebevoller und achtsamer Fachlichkeit zum Ausdruck bringen. Ich bin sicher, dass ein solcher Start - abgesehen davon, was er für das Kind bedeutet - für Pflegeeltern mehr wert ist, als ein kluger Vortrag über den achtsamen Umgang mit Kindern.

Eckpfeiler des GU-Konzepts: Klare Regeln und feste Strukturen - auch für die Beschäftigten

Betreuerinnen und Betreuer agieren als Vorbilder; sie arbeiten mit pädagogischen Mitteln und unter Wahrung der Verhältnismäßigkeit. Erzieherischer Erfolg hängt ab von der Dauer des Aufenthalts

Fortsetzung von Seite 1

Mit den geschlossenen Einrichtungen, wie es sie vor zwanzig Jahren gab, ist die GU nicht zu vergleichen. Klare Regeln und eine

feste Struktur sind zwei Eckpfeiler des pädagogischen Konzepts. Dieselbe Klarheit gilt auch für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Bezug auf den Umgang mit den

Jugendlichen - auch und gerade in neuralgischen Situationen:

- Körperliche Bestrafungen, sexuelle Verletzungen und andere entwürdigende Maßnahmen sind natürlich untersagt. Die Durchsetzung der Basisregeln des Zusammenlebens in der Einrichtung stehen dem nicht entgegen. Die Betreuerinnen und Betreuer arbeiten mit pädagogischen Mitteln.



Klarheit und eine feste Struktur sind die Eckpfeiler des Konzepts in der Geschlossenen Unterbringung Feuerbergstraße (GU). Dies gilt auch für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Bezug auf den Umgang mit den Jugendlichen - auch und gerade in neuralgischen Situationen.

Interview mit Klaus-Dieter Müller

GU schließt eine Lücke im Hilfesystem

Einige Kritiker betrachten die Geschlossene Unterbringung als Konkurrenz zu den etablierten Jugendhilfeangeboten. Wie sehen Sie es?

Klaus-Dieter Müller: Im Gegenteil: Die Geschlossene Einrichtung schließt eine Lücke im System an der Grenze zu anderen Hilfesystemen. Die Biografien der Jugendlichen zeigen, dass sie vor ihrer Aufnahme von der etablierten Jugendhilfe nicht wirksam erreicht werden konnten. Unter den Jugendlichen sind einzelne, die jugendpsychiatrisch behandelt wurden oder bei denen während ihres Aufenthalts in der GU ein Bedarf erkannt wird.

Die Jugendlichen haben in der Regel viele, meist schwere Straftaten verübt. Eine Jugendstrafe erscheint jedoch nicht angezeigt. Auch an dieser Systemgrenze wirkt die GU im Rahmen der Jugendhilfe. Die Einzelfälle belegen, dass die GU dieser Rolle bislang gerecht geworden ist. Sie hat sich den Jugendlichen gewidmet, die in anderen Einrichtungen und Systemen keine dauerhafte Aufnahme und Betreuung erfahren haben.

Kritiker halten das Konzept für gescheitert.

Klaus-Dieter Müller: Die sieben bis Mitte Dezember 2004 entlassenen Minderjährigen, die länger als vier Monate bis zu einem Jahr in der GU waren, haben sich im Anschluss an ihren Aufenthalt recht gut entwickelt. Vor ihrer Unterbringung sind sie durch insgesamt 228 Straftaten aufgefallen. Fünf der sieben Minderjährigen sind nach ihrer Entlassung bis heute dem Familieninterventions-Team nicht mehr gemeldet worden. Die beiden an-

deren sind jeweils durch vier bzw. fünf Diebstahlsdelikte aufgefallen. Vor ihrer Unterbringung sind sie durch gefährliche und schwere Körperverletzung in Erscheinung getreten.

Drei dieser fünf Minderjährigen sind während ihrer Unterbringung in der GU auch mal entwichen. Dies zeigt, dass eine Entweichung nicht bedeuten muss, dass ein Erziehungsprozess in der GU scheitern wird. Bei den acht Minderjährigen, die nur einige Wochen oder bis zu vier Monate in der GU waren, ist die Situation etwas anders: Von ihnen sind zwei inhaftiert und drei erneut durch Straftaten aufgefallen. Ein Jugendlicher wurde in sein Herkunftsland zurückgeführt.

Der Landesbetrieb Erziehung und Berufsbildung hält das Konzept der geschlossenen Unterbringung nicht für gescheitert. Der Erfolg ist aber wesentlich davon abhängig, dass die Pädagoginnen und Pädagogen die Zeit erhalten, um die konzeptionell auf ein Jahr ausgelegte pädagogische Arbeit durchführen zu können. So hat sich ein Jugendlicher bei seiner Hauptverhandlung geäußert, der einjährige Aufenthalt in der GU habe ihm „gut getan“, er habe gelernt, Regeln einzuhalten und andere zu respektieren.

Wie stehen Sie zu der geplanten Aufsichtskommission für die GU?

Klaus-Dieter Müller: Wir begrüßen ein solches objektives Beobachtergremium sehr. Letztlich begreifen wir auch kritische Fragen, mit denen wir natürlich rechnen, als konstruktive Bausteine für unsere Weiterentwicklung.

- Die Betreuten in der GU haben oft eine begrenzte Fähigkeit zur Selbststeuerung. Gewalt ist in vielen Fällen ihr einziges erlerntes Mittel beim Verfolgen ihrer Ziele. Während des pädagogischen Prozesses treten daher Situationen auf, in denen sich Betreute gegenüber Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sowie anderen Betreuten gewaltbereit verhalten und sie pädagogischer Ansprache nicht mehr zugänglich sind. Das Spektrum der Übergriffe reicht von Ehrverletzungen, verbalen Bedrohungen, groben Körperkontakten bis zu körperlichen Angriffen. Unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter reagieren unter Wahrung der Verhältnismäßigkeit.

- Anders als in anderen geschlossenen Einrichtungen gibt es in der GU aus pädagogischen Gründen keinen Isolierraum.

Die Jugendlichen, die nicht an Regeln gewöhnt sind und vielleicht auch nicht an Erwachsene, die ihnen Strukturen vorgeben, mögen konfrontative Situationen anders interpretieren - insbesondere wenn sie von Medienvertretern befragt werden. Fest steht jedoch: Fehlverhalten wird sofort angesprochen, Handlungsalternativen aufgezeigt. Respektvolles Verhalten wird von allen Beteiligten gefordert - dies gilt für die Mitarbeiter des LEB, ebenso wie für den privaten Sicherheitsdienst.

- Sofern bei einem erforderlichen, begleiteten Ausgang mit einem Betreuten, dem keine begleiteten Ausgänge erlaubt sind, der begründete Verdacht besteht, dass er sich mit Gewalt der Begleitung entziehen will, um zu entweichen, werden ihm ggf. Klettbander an die Hände angelegt, um einen Entweichungsversuch zu hemmen. Diese Maßnahme darf nur so lange andauern, wie die Gefahr der Entweichung besteht. Diese Regelung bezieht sich auf Betreute in der Phase 1, die bspw.

zu einem Arzt- oder Behörden-gang aus der Einrichtung gebracht werden müssen.

- Es kommt vor, dass Jugendliche sich verletzen oder Suizidabsichten äußern. Dies ist Ausdruck einer vorhandenen selbstzerstörerischen psychischen Disposition. Vor dem Hintergrund der eher schwach ausgebildeten sozialen Kompetenzen haben Jugendliche in einer Reihe von Fällen versucht, eigene Ziele mit selbstverletzendem Verhalten durchzusetzen.

In der GU wird auf selbstverletzendes Verhalten reagiert, indem zunächst eine medizinische Versorgung des Betreuten erfolgt. Deutet die Selbstverletzung auf eine suizidale Neigung hin, wird die Psychologin der Einrichtung eingeschaltet und ggf. ein Psychiater. Der Betreute wird unter besondere Beobachtung gestellt. Sein Zimmer wird auf gefährliche Gegenstände durchsucht. Dabei kann es vorkommen, dass aus Sicherheitsgründen nur noch Bett und Matratze im Zimmer bleiben.

- Medikamente werden nur auf ärztliche Anordnung verabreicht.

- In der Eingewöhnungs- und Orientierungsphase sollen die Jugendlichen sich in ihrer neuen Umgebung einleben und zur Ruhe kommen. Sie kennen keinen geordneten Tagesablauf, haben die Nacht oft zum Tag gemacht. Aus diesem Grund dürfen sie in den ersten zwei Wochen nur mit Personen wie Anwälten und Verfahrensplegern oder etwa Jugendamt, Ärzten und Behörden Kontakt aufnehmen. Kontakt zu den Eltern suchen das pädagogische

Personal und die Psychologin vom ersten Tag an aktiv, Besuche werden angeregt. Nach der Eingewöhnungszeit von zwei Wochen können Besuche von positiven Kontaktpersonen empfangen werden. Ausgänge, die über die bisher notwendigen Außenkontakte hinausgehen, erfolgen erstmals in der zweiten Phase begleitet, danach unbegleitet. Telefonate dürfen in dieser Phase in der Freizeit zweimal wöchentlich geführt werden.

- Jeder Betreute hat die Möglichkeit, bei Problemen ein Vier-Augen-Gespräch mit einer Mitarbeiterin oder einem Mitarbeiter seiner Wahl zu führen. Verläuft dieses aus Sicht des Betreuten unbefriedigend, hat er das Recht, ein vertrauliches Gespräch mit der Einrichtungsleitung zu führen. Darüber hinaus können sich die Betreuten an ihre Sorgeberechtigten, ans Jugendamt und ihren Verfahrenspfleger oder Rechtsanwalt wenden, die ihre Probleme gegenüber der Einrichtung artikulieren. Davon wurde in wenigen Einzelfällen Gebrauch gemacht.

- Der LEB hat sich Mitte 2003 entschlossen, einen Sicherheitsdienst einzusetzen. Dieser übernimmt die Aufsicht während der Nachtbereitschaft der pädagogischen Fachkraft. Darüber hinaus erfolgt der Einsatz nach Bedarf. Dieser ergibt sich aus der Begleitung von Betreuten zu Ärzten, Gericht, aber auch bei erhöhter Gefahr von Übergriffen durch Jugendliche oder möglicher Selbstgefährdung. Er hat eine unterstützende und schützende, keine erzieherische Rolle. Die Einsätze werden dokumentiert. bo